Sein Herzenskind.

Novelle von Jash Torvand.

(6. Fortsetzung.)

Bei den Verwandten, wohlhabenden Gutsbesitzern in Niederösterreich, gab es Abwechslung, Vergnügen aller Art und der Wochen lang Ruhe. Da lebte man unter lauter behaglichen, sorglosen und heiteren Menschen, und wenn Nähe tagelänger so recht ausgelassen artig gewesen — ganz die Nähe von früher, der lustige tolle Vogel, der sich seit Tante Agnes' Tode gar nicht mehr hervorgezeigt hatte — dachte sie manchmal Abends beim Einschlafen an Onkel Willy und alles, was sie in der Stadt zurückgelassen, und was bei der Heimkehr dort wieder ihrer barste. Und ein Schauer lief ihr über den jungen Nacken, sie war den Kopf zurück und wiederholte ihren Lieblingspruch: „Niemand! — Jugend gehet zu Jugend!“

Es war, als ob der Berggrath eine Klänge von dieser feindseligen Stimmung hätte. Oder fürchtete er, sich zu verraten, und wollte sein Herz zur Ruhe zwingen und seine Wünsche vorsichtsam eindämmen, bis das Trauerjahr um Agnes abgelaufen?

Als Käthe von den Ferien heimkam, fand auf dem Tisch in ihrem Zimmer ein Strauß dunkelroter Rosen. Da neben lag ein Band Stiller'scher Gedichte, den sie schon lang heimlich gewünscht. Sie nahm ihn in die Hand. Woher er das nur wieder wollte, sie hatte doch kein Wort davon gesagt! Etwas wie Nüchternheit quoll in ihr auf, ein winziges Weh und Abglanz jener dunkelsten Liebe, die sie früher für ihr empfunden.

Sie blätterte und las und wußte daran denken, wie oft er ihr und Tante Agnes dies und jenes besonders schöne Lied vorgelesen. Er hatte eine tiefe dunkle Stimme, deren Klang etwas in ihrem Herzen heimlich misshingeln machte und sie in unbefangene glänzende Fernen fortzutragen schien — um sie dann doch wieder näher und beruhigend heimwärts zu geleiten.

Ihre Mutter, die draußen den Gepäckträger abgelassen, kam herein.

„Käthe, was sagst du dazu? Onkel Willy läßt dich grüßen, er hat seinen Urlaub angetreten und ist nach Tirol gereist.“ Sie trat an die Tochter heran und drehte sie an der Schulter herum. „Du siehst gut aus, mein Mädchen, so frisch und blühend, und bist noch viel hübscher geworden.“

„Ist das ein Kompliment?“ — „Ja, ja — nächstes Jahr wird er wohl nicht allein reisen.“ Käthe warf das Buch hin, als hätte sie sich die Finger daran verbrannt. „Nächstes Jahr wird er wieder an Mama!“

„Käthe, ich will dir mal was sagen. Aber schau auf, denn dies ist mein letztes Wort. Du hast Onkel Willy immer lieb gehabt, es ist also gar kein vernünftiger Grund, weshalb du ihn nicht heiraten solltest. Die paar Jahre Unterchied spielen keine Rolle. Es ist eine so glänzende Partie, wie ein armes Mädchen sich nur wünschen kann. Ein anderer wird so leicht nicht kommen; gebatene Tausen fliegen nicht in den Wind, am allerwenigsten den Armen. Überlegst dir also die Sache. Du hast vier Wochen Zeit, bis er wieder kommt. Dann wird er wohl selber reden.“ — Beharrst du aber bei deinem Eigensinn und gibst ihm einen Korb, dann begreift dich ein böses, das mit dem Augenblick alles aus sich, was er bisher für dich gethan. Und was soll dann werden? Wer soll Schlichter, Richter und Kleiber für dich besorgen? Ich kann allein unmöglich für dich sorgen, das merke dir, Käthe!“

Käthes weiche Stimmung war verfliegen.

„Du machst Eltern mein Verbrechen“, sagte sie blas und entschlossen. „Dann stehe ich auf eigenen Füßen. Und bis dahin — lieber hungern, als mich verlaufen!“

„Du hast bis jetzt noch nicht geburgert, mein Kind“, sagte die Mutter mit erstem Nachdruck.

An Käthes Geburtstag, der zugleich Tante Agnes' Sterbetag war, sah sie den Berggrath wieder.

Er hatte schon früh Morgens Blumen und Geschenke in's Haus geschickt, ein überreicher Geburtstagskauf.

„Wohlgeplaczt auf die Kaufsumme“, sprach Käthe mit zuckenden Lippen. Wie war das weiche, zärtliche, junge Herz im Kampf zwischen Krieg und Liebe so hart und erbittert geworden!

„An Agnes' Grab trafen sie nachmittags alle zusammen. Onkel Willy war schon früher da und kam ihnen ein paar Schritte entgegen, als er Frau Heimgard und Käthe kommen sah. Schweigend reichte er Käthe die Hand, seine Augen suchten die ihrigen, die sie bedächtig niederlegte. So reichte er auch Käthe die Hand.“

„Ich denke immer an dich und an Tante Agnes“, erwiderte Käthe und machte ein ernstes Gesicht. „Es war die glücklichste Zeit meines Lebens.“

Wiederlich legte sie wieder, er sagte — begann sich aber und schwieg. Der heutige Tag gehörte noch der Vergangenheit.

Gefächeln voller Gemäch und mit weichen, frischen Farben geschmückt. Er hätte sie an sich reiben und küssen müssen.

„Grüß Gott, Käthchen!“ sagte er unwillkürlich in dem alten herrlichen Tone — und hielt die Hand fest, die sich ihm entgegen hob.

Schweigend standen sie einige Minuten vor dem Grab, das über und über mit Blumen geschmückt war. Käthe legte die mitgedachten Kranz nieder, und wie sie dort auf der schmalen Steinfassung kniete und sich über den blühenden Hügel beugte, schloffen ihr unversehens die Thränen in die Augen. Was hätte sie jetzt darum gegeben, einen Augenblick allein zu sein, der Todten da unten ihr gequältes, kummervolles Herz ausschütten zu dürfen. Hätte sie sich nicht geschämt, sie hätte sich über den Hügel geworfen und laut geweint, so bitter war ihr um's Herz. So ganz unentwärtlich schien ihr das Leben.

Als hätte der Berggrath ihre Gedanken errathen, war er mit Frau Heimgard ein paar Schritte seitlich gegangen, um sie auf ein neues todesweiches Denkmal aufmerksam zu machen. So war er nun immer. So gut und rücksichtslos und gartförmig. Sie hatte irgend ein Mensch — Tante Agnes ausgenommen — Käthes Gedanken zu ungeschicklich errathen wie er. O, warum konnte es nicht immer so bleiben, wie es bisher gewesen? Warum wollte er nicht mehr ihr Onkel Willy sein, den sie so herzlich lieb gehabt? Warum war er in dem Augenblick, den sie sich so unangenehm rüchsigeltes — so treulos gegen die arme liebe Tante? Wo blieb da sein Jähgefühl, seine Herzensgüte?

Käthe stand auf und trodnete ihre Thränen. Räucherkerze wollte sie ganz allein hierher setzen, allein und ungeleitet an Tante Agnes' Grab stehen. Sie wenigstens wollte treu sein!

Auf dem Heimwege nahm Frau Heimgard den Berggrath völlig in Beschlag — sehr zu Käthes Unbehagen. Er mußte von seiner Reife erzählen, ob er gutes Wetter gehabt und wie die Mutter in Tirol angekommen wäre und die Berge den ganzen Sommer über verschneit. Und ob er wirklich vier Wochen lang mit dem Rudrad gewandert wie ein Handwerksbursche? Und ob von Hunderstein in's Taubersdorf. Kaum daß Onkel Willy Zeit hätte, dazwischen ein paar Fragen an Käthe zu richten.

„Sie haben Käthe auch wieder so viel Schönes mitgebracht, lieber Berggrath“, sagte die Mutter in ihrem lebenswunderlichen Tone und gab Käthe einen Wink, sich zu bedanken.

„Ich komme heute Abend zu Ihnen — so unterwerge mich ich meinen Glückwünschen doch nicht anbringen.“

„Ich habe den Berggrath schon, Käthe die mühsamen Dankwörter abschreibend. Bald darauf verabschiedete er sich.“

„Doch du mir heute vernünftig bist, das hätte ich mir aus Käthe, bemerke die Mutter im Weitergehen.“

„Und das schwarze Kleid möchtest du auch wohl endlich ablegen, ein ganzes Jahr Trauer ist wohl Gott genug.“

„Aber gerade heute“ an Tante Agnes' Todesstag, widersprach Käthe. „Da laß ich doch nicht in Rosa gehen.“

„Rein, du hast ja dein weißes.“

„Das selbe, das ich an dem furchtbaren Tage trug? Nein, Mama, nur das nicht!“

Käthe setzte ihren Willen durch, aber vielleicht um ihren Eigensinn und ihr schwarzes Kleid gut zu machen, war sie freundlich, beinahe gesprächig, als Onkel Willy kam. Er brante sachverständig die Bowle, zu der er schon im Laufe des Tages den Wein geschickt, und der Abend verlief fast fröhlich. Es war offensichtlich, als ob die alten Zeiten wiederbelebt seien.

Spät Abends trat der Berggrath erst dem Heimweg an. Käthe mußte ihm mit dem Kämmerer hinterhergehen, denn Bruder Paul hatte das Gut zu viel gethan, lag in der Hofeide und wollte sich nicht lassen, daß seine Mama ihn wie ein kleines Kind zu Bett bringen wollte.

„Lebwohl, Käthchen — den! auch mal an mich.“

„Ich denke immer an dich und an Tante Agnes“, erwiderte Käthe und machte ein ernstes Gesicht. „Es war die glücklichste Zeit meines Lebens.“

Wiederlich legte sie wieder, er sagte — begann sich aber und schwieg. Der heutige Tag gehörte noch der Vergangenheit.

„In der Roth, Vollgilt (der einen Spitznamen durch einen Wald zum Bezirksgeschicht transportiert): Jedem muß ich nun ein paar spannende Geschichten erzählen... sonst reißt er mich aus!“

gekommen. Wandelbar ist das Menschen Herz. Und Frau Heimgard mochte recht haben: Die am meisten verloren haben, suchen am ersten nach einem Ersatz.

Er schaute tief — aber sein Herz war voll wehmüthiger Dankbarkeit gegen die Tode.

„Sei nicht böse, du Traue, Adeue, doch ich an ordnerst denke, sprach er vor sich hin. Aber du hast recht gehabt — es ist so entsetzlich dumm und einsam um mich her, ich halte es nicht mehr aus. Wenn ich das Kind nicht bei mir haben darf, weil die Väterungen reden, so will ich das Weib zu meiner Gefährtin, meiner Kameradin machen. Und ein neuer Frühling soll kommen. Vergessen wirst du darum nie!“

Wochenlang saß Käthe so tief in ihrer Arbeit, daß sie erst Ende September zu ihrem Gang nach dem Kirchhof kam. Sie hatte Onkel Willy inzwischen kaum gesehen. Abend für Abend saß sie mit Martha Hofredt zusammen in den Büchern.

Es war ein wundervoller klarer Herbsttag.

„Auf Tante Agnes' Grab blühte es noch über und über; ein starker Duft von Nelken und Späten Rosen lag in der Luft, die Sonne schien warm und golden, der Himmel leuchtete tiefblau; von ferne kamen durch die klare, schallvolle Luft Klänge von Signalhörnern oder der färbare Ruf eines Wandervogels — ein Tag von überirdischer Schönheit. Unwillkürlich dachte Käthe an den Stiller'schen Vers: „Stirb nicht — du bist zu schön zum Sterben.““

Ein Tag, der für Trost und Trauer nicht geschaffen schien. Still sah das junge Mädchen mit gefalteten Händen auf den sonderbar schlichten schmalen Grabsteinen und ließ sich von ihren Gedanken treiben.

Von Tante Agnes kam sie auf Onkel Willy, der nun seit einem Jahre so mühsam in seinem Ideen den Haufe sah, schlicht und recht dortort von Wien, die seine Zimmer aufwärts, seine Wäsche in's hohe und sich im Abtrinken nicht um ihn kümmerte. Er hatte nie geklagt; nur neulich, als Minna ihm ein sehr wichtiges Auftragsvertrauen gab, das er tagelang suchen mußte, und als sie einmal Morgen beim Aufstehen das Bauer mit Agnes' Gesellschaftsregeln im schwarzen Jagdrock sahen, daß er der jähgewandten Thierchen bald darauf einig, drauf sein Unmuth hervor, und zum ersten Mal sprach er sich darüber aus, wie trostlos ungemüthlich es bei ihm zu Hause sei, wie er auf Schritt und Tritt die sorgende Hand der Hausfrau vermisse. Die Mama hatte nichts darauf erwidert und Käthe nur weisend angesehen, daß sie über und über roth wurde und in ihrer Verlegenheit hinstammelte: Onkel Willy dachte sich doch eine Hausdame nehmen.

Eine Hausdame — Käthe seufzte, wie sie jetzt daran dachte. Weh Gott, was das für eine Person sein würde. Das würde ihr das liebe Haus dann vollends verderben. Und ob einmal kam ihr ein wunderlicher, beinahe kindlicher Einfall: Wenn sie doch hundert Jahre alt wäre, oder meinetwegen wenigstens sechzig oder fünfzig — dann könnte sie bei Onkel Willy Hausdame spielen. Er würde keine anderen dummen Wahnspinnereien und alles würde beinahe wieder so sein wie früher.

Sie mußte über sich selber lachen. Und wie sie noch so kühn und vor sich hinredete dort, hörte sie auf einmal einen raschen sträflichen Schritt aus dem Kreis — und der, an dem sie dachte, stand dort, wie er hergezogen von ihren eigenen Gedanken.

„Ich hatte eine Ahnung, daß ich dich heute hier treffen würde, Käthchen“, sagte der Berggrath und sah sie an. So besonders lieblich sah sie heute aus. Zum ersten Mal trug sie ein helles Kleid, und ihre blonden Haare leuchteten wie Gold unter dem breitrandigen schwarzen Strohhut.

„Sein Herz schwoll über vor Liebe und „Nacht — und ohne daß er's wollte, griff er nach ihren Händen und fing an, von dem zu sprechen, was seine ganze Seele erfüllte.“

Gerade hier an Agnes' Grab. Als er einmal angefangen und die erste Schenke überstanden hatte, schien es ihm gerade die richtige Stelle dafür.

Wenn eine, so würde Käthchen das Kindentem seiner ersten Frau lieb und heiß halten und dafür sorgen, daß sie nicht vergessen würde. Also warum sollte Agnes in ihrer himmlischen Ruhe und Verklärung, vor der alles Erdenfremde so tief, tief versunken war, nicht hören, was er Käthe zu sagen hatte? Käthe hörte ihn schweigend an.

(Fortsetzung folgt.)

„In der Roth, Vollgilt (der einen Spitznamen durch einen Wald zum Bezirksgeschicht transportiert): Jedem muß ich nun ein paar spannende Geschichten erzählen... sonst reißt er mich aus!“

„Gemeinlich, Hansfrau: Sie hätten den Annonier unter allen Umständen abweisen sollen! Köhler: Wollt ihr auch, aber Sie wissen ja, gnädige Frau, unsere tapfere Armee, die jetzt immer!“

„Schlechte Zeiten. Die schlechte Zeit ist doch jetzt im Winter, wenn man dann in der Nacht mit einem Kältehauch nach Hause kommt, ist es am Morgen noch deutlich im Schnee zu sehen.“

Glücker.

Geburten an seinem 100. Geburtstag im 1919.

Welch Deutschens erlosche nicht bitterer Leid in dieser Zeit der Entwertung, nicht nur des Geldes, sondern aller Mächtigkeiten, in einer Zeit, in der mindere und mittelmaßige Geister sich nicht scheuen, unsere wahrhaft Großen in den Staub zu ziehen, Reid, daß es uns deren Vorfahren vor hundert Jahren vergönnt war, einen Mann wie Blücher zu den Ihren zu zählen! Auch wir haben zwar Blücher-Naturen, den untergeordneten Vindenburg, den eisernen Lubendorf, den hochvollen Madenfen, den unbeflegbaren Letow-Vorbed und manchen anderen. Die Revolution als Feindin der Persönlichkeit hat sie jedoch hinweggeschwemmt oder zu Bedeutungslosigkeit und Nichtsein verdammt. Doch, was uns auch die Zukunft bringen möge, niemals werden sie und ihre Taten aus den Herzen der wirklichen Deutschen gerissen werden können; unsere Kinder wollen wir erziehen, daß sie sich in schwerer Zeit an jenen Großen auflehnen können und ihre Helden des Weltkrieges nicht vergessen. Sie werden weiterhin im deutschen Volke, so wie es auch heute 100 Jahre nach seinem Tode, seinen Blücher noch nicht vergessen kann.

Daher ist es wohl angebracht, heute dieses Mannes zu gedenken, dessen Bild, je mehr wir es in Auge und Geist aufnehmen, klarer, schöner und bedeutungsvoller auch für diese erbärmliche Zeit des Zusammenbruchs und Niederganges vor uns tritt. Nicht an seinen Taten wollen wir uns heute erfreuen — nein, suchen und schätzen wollen wir in seinem Wirken und Wesen, und prüfen, was wir aus der weiten Vergangenheit mit hinübernehmen können in die schmähliche Gegenwart, zum Vergleich, zur Aufrichtung und zum Ansporn.

Unzweifellose Jugend. Lesen, Schreiben und Rechnen, dazu etwas Lutherischer Katechismus, das waren seine Kenntnisse, eingepackt von einem Dorfkaplan. Auch Wunder, daß unter Blücher sein ganzes Leben lang mit Grammatik und Rechtschreibung einen erbitterten Kampf kämpfte. In seiner Jugend wurden mit den Balgen nicht viel Umstände gemacht, auferte er einmal als Feldmarschall. Die Hauptfrage war, daß er gesund an Leib und Seele blieb, ein guter Turner, geschickter Schwimmer, fähiger Reiter und fähiger Schütze war. In der württembergischen Feld-, Feld- und Seelust gekräftigt, von der damaligen Französisch nicht angegriffen, so legte er den Grund zu seiner späteren unermüdbaren Gesundheit. Das möge die jugendliche Jugend von heute sich hinter's Ohr schreiben und den erkrankenden Kopf täglich mehr erhellenden Kopf: Hinans auf die Turnplätze, hinein in das Stadion zu jedem Wettkampfe, immer mehr beherzigen, aber — reißlos! Kleiner bleibe zu Hause!

Und dann seine Kaufbahn als Soldat! An ihr sehen wir so recht, daß schon damals nach dem Grundgesetz, den die deutsche Republik so hochjährend für sich als neu in Anspruch nimmt, Freie Wahl dem Tüchtigen verfahren wurde!

Auch zu seiner Zeit waren die Preußen, „das prieste Volk“ und die „Katholischen Dicksöpfe“, überall verfaßt, auch in den deutschen Vaterlande. Nur Blücher nicht; er verstand es, mit den Bürgern zu verkehren, mißfiel sich auf ihren Spaziergängen unter sie, setzte sich zu ihnen an den Kaffeetisch und ward so bald der Mittelpunkt einer gemüthlichen Unterhaltung; für einen Offizier von demals ein ungewöhnliches Gebahren.

Und in den Unglücksjahren von Jena und Auerstedt: In aufrechter Mann, General Blücher! Zu seinem Könige desto treuer haltend, je größer das Unglück ringsum war, seine Mannschaften durch frohes, derbes Wort immer wieder aufzurichten und anfeuernd zum mutigen Durchhalten, verständig tapfer, ja tollkühn, das war der Blücher von 1806. Als ihm später die schimpflichen Ardenensbedingungen bekannt wurden, rief er in Abnung besserer Zeiten: „Der deutsche Mut schläft mir, sein Erwachen wird fürchterlich sein!“ Und später: „Ein ehrenvoller Tod ist besser, als ein vor der Welt gebrandmarcktes Leben.“ „Wein hat ist — so schreie ich an einen Freund — zu den Waffen unsere und die ganze deutsche Nation aufzurufen, den vaterländischen Hohen zu verteidigen, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis ein Volk, das uns unterjochen wollte, von dreißigtausend Rheinruher vertrieben ist. Wenn wir unseren Herd zu verteidigen wissen, werden wir es merit sein, fortzukümpfen. Unwert der Fortdauer werden wir untergehen.“

Dann die Befreiungskriege! 71 Jahre alt, kämpfte sich „de old Blücher“ von neuem auf Pferd und übernahm die Führung kleiner „Rangas“ und „Hagobundenen Bannas“. Sein Verhältnis zu Carnot heißt und nach dessen Tode zu Napoleon.

Der Mensch beurteilt die Dinge lange nicht so sehr nach dem, was sie wirklich sind, als nach dem, was er sie sich denkt und wie sie für ihn wirken.

nenan ist bekannt. Muß man da nicht ohne weiteres an Hindenburg und Lubendorf denken? Das gleiche Vertrauen, die gleiche Anhänglichkeit, zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag! Blüchers Ansprüche in diesem Kriege kennzeichnen am besten Weisen, Denkungsart und Charakter, und bei manchen Worten muß man wehmüthigen Sinnes Bergleiche mit den Ereignissen der letzten Jahre ziehen. Die „Schlingpflanze“ der Friedenspartei und die hinterlistige Politik Österreichs hätte er wie kein zweiter.

„Die Friedenspartei“, sagte er, „die schon am Rhein als Giftpflanze wucherte, treibt jetzt im Großen Hauptquartier ihre betäubend dufende Wäste, mich aber soll sie nicht in den Schlaf wiegen. Man betrachtet das Schlagen der Hände als Hauptpläne und den ganzen Krieg als ein Nebenprodukt.“ Die Schreiber in dem Großen Hauptquartier sollen mir nicht über den Boden indizieren, wo sie mir zu Liebe wollen. Ich scheere mich den Hecker um ihr loses Reden.“ Die Deisterreiter sind er belandert. „Bin's schon gewohnt, den Karren, den die Deisterreiter in den Tred schieben, von den Preußen heranzuziehen zu lassen.“ Ganz besonders hatte Blücher die Diplomaten im sein Herz geschlossen, und mancher seiner Aussprüche über sie hat Dauerwert bekommen. „Die Feden der Diplomaten werden sich wieder das Schwert aus der Scheide herausziehen“, meint er 1813 Hort gegenüber, und nach der Allianz schreibt er an seinen König: „Euer Majestät bitte ich inländisch, die Diplomaten anzunehmen, wie sie diesmal fähiger zu verfahren haben, damit sie durch Dinte nicht wieder verlernen, was die Soldaten mit ihrem Blute gewonnen haben.“ und bekräftigt in seine Tische nach dem Einzug in Paris, wo er dem englischen Minister zuruft: „Du will ich auch einmal etwas anbringen, was den Wölfen ebenso gut wie uns der Wein bekommen wird: Was mir uns durch das Schwert erworben, haben Feeder uns verlorben.“ Dasselbe Bild damals 1815 wie heute nach 100 Jahren.

Wegen mir an Blüchers 100. Geburtstag, aus seinem Vorbild wieder neue Kraft, neue Vaterlandsliebe, neue Hoffnung schöpfen!

Blücher war nicht nur ein Kauderwasch und Held, er war ein Mensch in des Wortes wahrer Bedeutung. Er war nicht nur ein Führer und Feldherr, er war ein Charakter! Möge es uns an Tage der Unternehmung des Volkes nicht an die Naturen fehlen! Bis dahin wir hoffen und beten in aller — Schmad: Gergott im Himmel gib uns wieder einer: Blücher!

Frankfurter Zeitung.

Einderung der Glast-Vohringer.

Dieien Herbst sollen die Glast- und Vohringer der Jahresklassen 1918 und 1919, d. h. die in den Jahren 1898 und 1899 Geborenen, zum französischen Heresidenten einbezogen werden. Etwa 20,000 Landbesitzer werden von dieser Maßnahme betroffen, die für viele davon um so bedeutender ist, als die meisten von ihnen bereits ein bis zwei Jahre in deutschen Heresidenten und „wichtigsten“ der Jahresklasse 1918 sogar durchweg bezogen an der Front gestanden haben. Die jungen Leute werden, wie es heißt, in den angrenzenden Departements ihrer Dienstpflicht entlassen, also von Besancon bis Westerees-Charleville. Mit wenigen Ausnahmen sind sie des Französischen nicht mächtig. Es wird bereits amtlich gesagt, daß das Ausbildungspersonal aus Glast- und Vohringern bestehen soll. Es ist ferner beabsichtigt, besondere Soldatenvereine zu gründen. Den seit Abbruch des Waffenstillstandes freiwillig eingetretene Glast-Vohringer wird die bereits abgehende Zeit angedreht werden. Auch weiterhin können Glast-Vohringer im Alter von mindestens 18 Jahren, welche ihrem Alter nach einer noch nicht zum Militärdienst eintretenden Klasse angehören, bis zum Tage des Aufhörens des Kriegszustandes, sich freiwillig melden. (Die Freiwilligen der Jahresklassen 1920 und 1921 werden die Wahl haben, entweder ihre dreijährige Dienstpflicht fortzusetzen oder aber ihre Entlassung zu beantragen, um dann die normale Einderung ihrer Jahresklasse abzuwarten. Letzteren Falls werden bei der Erfüllung der gesetzlichen Dienstpflicht die bereits abgehenden sechs Monate in Anrechnung gebracht.) Diese vom französischen Kriegsminister erlassene Bestimmung soll zahlreichen jungen Leuten, welche ihrer Studien halber oder aus Familien- oder sonstigen Rücksichten Wert darauf legen, möglichst bald von ihrem aktiven Militärdienst befreit zu sein, dies ermöglichen.

Der Mensch beurteilt die Dinge lange nicht so sehr nach dem, was sie wirklich sind, als nach dem, was er sie sich denkt und wie sie für ihn wirken.

Cierlegenden.

Von Robert Grösch.

Der erste große Krieg zwischen den Krebsern und den Wäusen fand bekanntlich im Jahre 1235 v. Chr. statt. Zu jener Zeit waren Krebser und Wäuser noch Freunde, weshalb sich die Krebser den Wäusern angeschlossen, zumal die Wäuser mit den Wäusern eine uralte Bekanntschaft zu belegen hatten. Man kämpfte damals noch in breiten, festgelegten Schladtrichen; die Krebser standen als Vanzangerte in der ersten Linie, die Wäuser in der zweiten. So rückte das verbündete Heer gegen die Versuchungen der Wäuser an. Aber je näher die Verbündeten dem Feinde kamen, um so tiefer sank den Wäusern das Herz. Ihr Schritt verlangsamte sich, der Abstand zwischen ihnen und den Krebsern wurde immer größer, bis die Krebser schließlich stehen blieben und lautlos Reihens nachnahmen. So kam es, daß die Krebser fürchterliche Kriegel erhielten.

Noch am selben Abend gab es zwischen Krebsern und Wäusern eine lebhaft Auseinandersetzung. Die Krebser bereiten ihre Fingerringe auf tiefe und verprüden den empörten Krebsern, sich an einem Wäuserfeldzug ernsthaft und tapfer zu beteiligen. Die Krebser jedoch trauten ihren Freunden nicht mehr so ohne weiteres; sie beschloßen, die feigen Wäuser diesmal besser zu beaufsichtigen. Als die Schladtrichen abwärts formiert waren, sahen die Wäuser ein seltsames Bild; die Vanzangerten marschierten zwar wieder in der ersten Reihe, aber ein Teil hatte den Kopf nach vorn, der andere den Kopf nach hinten gerichtet, um die Krebser im Auge zu behalten und ihnen Mut zuzusprechen.

Die Wäuser aber, als sie den Anmarsch gewahrten, entsetzten sich ob der seltsamen Tiere, die ohne Kopf herangezogen kamen, und ergriffen die Flucht. So erreichte das verbündete Heer mühelos die befohlene Linie und behauptete siegreich das Feld. Ueber tausend Gefangene wurden eingebracht. Von diesen erfuhr die Sieger näheres über den Charakter der Wäuser.

Da erst kannten und erkannten die Vanzangerten ihre Krebser, stifteten und kamen überein, daß die eine Hälfte der Krebser bei allen sich bietenden Gelegenheiten dem Wäuserfeldzug zu huldigen habe, um für den Ernstfall in dieser Kunst geübt zu sein.

Dies war ein Beschluß von ungeheurer Tragweite; er trennte die Krebser in zwei Lager, die einander schon nach kurzer Zeit nicht mehr verstanden. Denn die vorwärtsstrebenden Krebser schauten die Welt ganz anders als die Rückwärtsstrebenden. Die letzteren sahen immer das Gefährliche und das Vergangene, die ersteren dagegen das Neue und Komende. Es gab ewig Meinungsverschiedenheiten, Strach, Körperverletzungen, so daß schließlich nur noch die reinliche Scheidung übrig blieb.

Die vorwärtsgehenden Krebser zogen von dannen, der Sonne entgegen und sind bis heute von den Naturforschern noch nicht wieder entdeckt worden. Man nimmt an, daß sie sich im Laufe der Zeiten zu besseren Säugetieren entwickelt haben.

Der Weltkrieg zwischen den Krebsern und den Wäusern.

Die Flöhe und die Gröschler waren in einen hitzigen Streit verwickelt. Es ging um einige Rangfragen. Da aber die Stärke der Flöhe mehr in der Leichtigkeit ihrer Sprünge und die der Gröschler in der Macht des Ansturmes bestand, war an einen entscheidenden Kampf nicht zu denken. Schließlich kam dem König der Flöhe, der wirklich nicht auf den Kopf gefallen war, eine glänzende Idee: er schlug vor, den Streit durch ein Wettspringen auszulösen. Die Gröschler stimmten aralos zu und bereiteten, wie hoch die Flöhe springen müßten, wenn sie gewinnen wollten.

„Gebt euch keine Mühe“, erklärte da der Höfönig den Gröschler, „wir springen bis in den Himmel und darüber hinaus, so daß wir vor Ablauf einiger Jahre überhaupt nicht wieder zurückkommen.“

Da lauteten die Gröschler gewaltig. „Ont“, antworteten sie, „wenn ihr bis in den Himmel springt, sollt ihr gewonnen haben.“ Dann bildeten sie einen Kreis, die Flöhe nahmen darin Aufstellung, der Höfönig zählte „eins — zwei — drei“ — und bei „drei“ sprangen alle Flöhe in die Luft, daß es den Gröschler wiebelig vor Augen wurde. Drei haben sie auch nicht, daß die Flöhe in der Luft einige Saltomortale schlugen, im Rücken der Gröschler landeten und rasch verdunsteten.

Seit diesen Tagen glauben die Gröschler zum Himmel, um die Hilfe der Flöhe zu kontrollieren. Diese aber verfluchten sich selbst denn in den Klaidern der Menschen und fühlen sich begreiflicherweise peinlich berührt, wenn sie zulage gezogen werden.

Der doppelte Boden.

Dokumente im Wiener Arch. beweisen das Kiltis von Montenegro nach Österreich und Wäuser kennen aus der Umgebung ausbreitet Vörsungen zu helfen hat.

Erleben zu rächen, hat allgegen, Fah, rache, jort- und wutdurchgärt, Der Kiltis von Montenegro, Der Kiltisburgern den Krieg erklärt.

Nun brachen in 'nem Krieg die Heere — Befordert in 'nem Krieg der Welt — Nach Monteneucalischer Lehre, Nach Geld und Geld, und nachmal's Geld.

Stets mußte Verdacht zu belohnen, Wenn er die edle Aene fand. Des missen, hat um fünf Millionen, Die Kiltis nach Wien gewandt.

Nun mach' das Geld nicht zum Verdächtig, Doch helfen Seiten zugeneigt. Wie Flug und dandbar hat er spöter, Sich am Sonnen und so gegreigt!

Wilt's Unsticht und Erfahrung, Eracht aus der Dichtung im Arch. Durch wahrhaft weise Vörsungen, 'Bekannt' er die Anglanger tief.

Denn während sie mit ihr Erledigung, Der Kiltis jetzt noch Zeit verliert, Hat Kiltis die Kriegenscheidung, Gleich nach Kriegenscheidung einfließert. Galiban (Der Tag).

Aus dem besetzten Gebiet.

Ein älterer englischer Offizier, der zum Mittagessen bei seinen Quartierwirten eingeladen war, bittet die Hauswirtsin, eine eingetragene Kohnkarte, um ihre eigene Meinungsausprägung, was sie denn von den Engländern halte.

„Offen kam die Antwort: „Sa, Herr Major, das will ich Jüne sage, Wer habe die Engländer schon vor dem Krieg immer für e behöbe verdächtig gehalten, seitdem sie aber hier sind, will ich nicht bestimmt.“

Dem selbstbewußtesten Engländer gefiel die Dürchheit der Dame, während der Gatte die vermeintliche Prückerung wieder gutmachen wollte, indem er darauf hinwies, daß sich die Engländer aber doch schon während der Zeit der Verlegung viele Sympathien erworben hätten. Da er glaube jedoch, daß bei einer eventuellen Volksabstimmung schon jetzt ungefähr die Hälfte der Rheinländer für England stimmen würden.

„Dann geben Sie uns die für Deutschland stimmenden“ war die bescheidene Antwort.

Internationale Arbeiter-Hochschule in Kopenhagen.

Unter Leitung des dänischen Schulmannes Manniche ist ein Plan zur Errichtung einer internationalen Arbeiterhochschule in Kopenhagen ausgearbeitet worden. Sie soll Zöglinge aus allen Ländern, namentlich aus der Arbeiterklasse aufnehmen und ihnen nach freier Wahl Unterricht in den verschiedenen Fächern erteilen. Der Plan hat die Unterstützung zahlreicher Hochschullehrer gefunden. Manniche beabsichtigt, in nächster Zeit nach Deutschland und Holland zu reisen, um dort Anschluß für seine Idee zu suchen.

Revolution!

Von Gottfried Keller.

Wie eine Frau an Hochzeitsstage, So ist ein Volk, das sich erkennt. Wie rekontr von heligen Schläge, Zum Hebespus der Kritik kennt. Zum ersten Mal durch sie es inne, Wie schön sie fer, und fällt es ganz. So steht in der Freieitigkeit, Ein Volk mit seinem Siegertranz.

Doch wenn es nicht vor Güte bracht, Wie eine hochbeglückte Frau, So ist sein Volk im ausgesetzten. Und seine Freiheit fährt ins Kraut. Ein böses Weib, ein air' ger Trache, Und traug ihm die beste Sade, Stch in ihr graues Leidensch.

Judisch-Magarsisch.

„Kennen Sie das Kästel: trennt mir heilig, vereint abjcht ich?“

Ungar: „Nein, kenn' ich nur, jektort: Getrennt abjchtlich, vereint hallig.“

„Und was wäre das?“

Ungar: „It getrennt zwei indii Saden: Buddha und Vei, mo vereint: Buddha-Vei, was ist r gailig.“

Regelung der Baluta in Norischleswig. Der Befürchtung der Nordschleswiger, bei ihrer Wiedereinigung mit Dänemark infolge der Balutaverhältnisse einen großen Teil ihres Vermögens zu verlieren, sucht die dänische Regierung durch folgenden Finanzplan zur Regelung der Balutaverhältnisse zu begegnen: Es wird eine Umwälzung der Waer gegen Krohen zum Tageskurs in der Weise angelen, daß die wachstumsfähige Bevölkerung gegen einen weiteren Kursverlust geschützt wird, hingegen die Möglichkeit besteht, falls der Markt Kurs steigt, die Kurssteigerung läßt gutgeschrieben zu erhalten. Zur Hilfe der Verluste, die der Wechselgang mit sich bringen wird und deren Vergütung für berechtigt gehalten wird, stellt der Staat einen Betrag von 50 Millionen Kronen zur Verfügung.